

(Nachdruck verboten.)

9]

Die Kanfare.

Roman von Fritz Mauthner.

Richard fühlte das Bedürfnis, den Redacteur um seine Freundschaft zu bitten. Er hatte früher mit Verehrung zu dem Studenten aufgesehen, der die lateinische und selbst die schwierige griechische Grammatik verstand, die Richard so mühsam lernte; der Altersunterschied war verwischt, aber er hatte immer noch das Gefühl, Dr. Bode müßte sich herablassen, um seine innige Neigung zu erwidern. Da ging man miteinander abseits vom Menschengetriebe durch die Nacht und schenkte einander sein Bestes, man bewies seine Freundschaft und wollte doch das Wort nicht aussprechen. Das verdammte nüchterne Jahrhundert!

Bode ging unmerklich schneller. Käthe wartete schon lange und war um so früher glücklich, je früher er kam.

Sie kreuzten die endlosen Seitenstraßen der Vorstadt und gelangten bis zu der stillen Allee der Bülowstraße, in welcher jetzt nur noch einzelne Paare auf den entfernten Bänken saßen. Richard konnte nicht länger schweigen und begann, nur um ein vertrautes Gespräch anzuknüpfen:

„Hier haben wir uns eigentlich zuerst gesprochen. Wissen Sie noch, als wir zusammen von Habenows kamen! Ich war tags drauf wieder dort, um Fräulein Johanna von meiner Oper und deren Ansichten zu sprechen. Ich habe niemand zu Hause getroffen. Und als ich wieder nachfragte, hieß es — die Damen wären verreist.“

„Ich weiß,“ sagte Bode zerstreut. Er sehnte sich nach der niedern Stube in der Großgörschenstraße, nach dem runden Tisch unter der Hängelampe und nach den triumphierenden Augen, mit denen Käthe den Deckel von der Schüssel hob.

Richard hielt beinahe erschreckt inne.

„Ich habe nicht erfahren können, wohin die Damen gefahren sind. Sie haben keinen Menschen benachrichtigt.“

Richard sagte das so ängstlich. Es that ihm weh, daß Bode mehr über Johanna wußte als er. Der aber fühlte sich durch Richards Unsicherheit fast in seine frühere Rolle zurückversetzt, da er dem Knaben als Lehrer gegenüberstand; und nicht ohne Härte sagte er:

„Die Damen waren bis jetzt auf einem Gute des Grafen Trienitz, sie hatten den Onkel Major zu pflegen, den Sie aus seinem Hause vertrieben haben. Bitte, ich kann es mir denken, daß alles ganz geföhlich zuging. Aber ich möchte Ihnen doch raten, sich einige Zeit in der Alvenslebenstraße nicht blicken zu lassen. Man kommt in diesen Tagen zurück, ist aber nicht gut auf Sie zu sprechen.“

Richard blieb erschrocken stehen. So hatte er den Hauskauf seines Vaters nicht angesehen. Zögernd fragte er:

„Sind denn die Verhältnisse der Damen nicht geordnet?“

„Oh, äußerst geordnet!“ rief Bode fast heftig. „Fräulein Johanna muß zwar ein wenig mithelfen. Aber es ist ein lustiger Beruf! Sie hat jetzt Beschäftigung bei einem Maler, bei Disselhof. Sie würden mit dem Reichtum Ihres Vaters gar keinen Eindruck machen!“

Bode wollte weiter gehen; Richard aber rührte sich nicht von der Stelle.

„Wird Ihnen der Weg zu weit?“ fragte Bode lächelnd.

„Wenn Käthe und ich Freunde hätten, es würde ihnen nicht leicht fallen, uns zu besuchen.“

„Ich bin wirklich müde geworden. Gute Nacht, Herr Doktor!“

„So plötzlich! Nun, wie sie wollen. Gute Nacht!“

Und sie trennten sich rasch. Während Richard langsam zur Stadt zurückging, schritt Bode hastig den letzten Häusern Berlins zu.

„Der Narr!“ dachte er bei sich. „Er gefällt mir gut, und ich wäre im Stande, manche Thorheit für ihn zu thun. Aber den Kuppler spiele ich nicht. Werde Du nur mit Dir selber fertig.“

Bode wurde plötzlich ärgerlich auf sich selbst und auf Richard, während er mit noch frischeren Schritten nach Hause eilte. Ihm fiel das Geschwäh der Redaktion ein, daß der junge Weltmann die schöne Leontine heiraten werde, welche nun endlich Witwe geworden war. Der Bericht der

heutigen Morgenausgabe über das Begräbnis des Kommerzienrats war allerdings ein wenig lang und schmeichelhaft ausgefallen.

Er war nachdenklich bis vor sein Häuschen gelangt, als er plötzlich erschreckt zurückfuhr. Aber schon ertönte hinter dem Busch das Lachen seiner Käthe. Natürlich hatte sie den Jasminzweig geschleudert, der ihm so empfindlich die Wange getroffen hatte. Noch über den Zaun hinweg gab sie ihm den ersten Kuß.

„Nein,“ sagte er, während er ihr Haar streichelte, „für „Blindkuß“ ist es zu spät geworden. Wir wollen lieber „Tischlein deck dich“ spielen. Was hast Du mir heute für eine Ueberraschung gekocht, Frau Käthe?“

IV.

In einem der ersten Tage des August war Herr Kommerzienrat Peterfen plötzlich gestorben. Noch gegen Abend hatte man den gelähmten Mann auf den Balkon seines Hauses gefahren, und hier hatte er zu Leontine die letzten, nur für sie verständlichen Worte gesprochen:

„Der junge Mann nebenan im Garten, was hast Du mit ihm?“

Und bald nach Mitternacht hatte ein Diener sie mit der Meldung wecken lassen:

„Unser gnädiger Herr sind gestorben.“

Heute lag alles Bängliche und Häßliche hinter ihr. Eben war sie vom Matthäi-Kirchhofe heimgekommen; draußen tobte noch das Unwetter, dessen erster Donner Schlag die Rede des Predigers abgekirzt hatte. Leontine hatte ein Bad genommen, und nachher nicht mehr eine Faser der Gewänder an sich zu haben, in denen sie vom Sarge hatte Abschied nehmen müssen. Sie saß in einem weichen Lehnsstuhl ihres Gartenzimmers und blickte mit kalten, zufriedenen Augen auf den nächsten Baum des Parks, eine hohe, rundgekrönte Linde, deren Blätter sich unter den Peitschenhieben des strömenden Regens senkten und wieder hoben. Was wußten diese gesunden, dunkelstigen Blätter von dem Erbegriff, welchen die Menschen sich selber zur Qual auf die Schultern banden? Rückfichtslos seine Nahrung nehmen, woher auch immer, so lange wir jung sind, und den peitschenden Regen abschütteln und uns noch strammer in die Höhe richten, das heißt noch leben, wie die Pflanze es uns lehrt, die echte Natur.

Und als wollte Leontine ihre Jugend prüfen, so schnellte sie empor, und vor dem Spiegel wiegte sie sich in den Hüften und reckte die vollen und doch feinen Schultern und lachte aus ihren großen dunklen Augen. Dann kehrte sie ihrem Spiegelbilde den Rücken und murmelte: „Kindereien!“ Sie öffnete ihren Schreibtisch, denn man es ansah, daß er nicht bloß zur Zierde des Zimmers diente, und entnahm dem Mittelschrank ein großes versiegeltes Schreiben. Es war das Kodizill zu dem Testament ihres verstorbenen Vaters. In seinem letzten Willen, den er vor Jahr und Tag bei Gericht niedergelegt hatte, war sie zur alleinigen Erbin eingesetzt worden. Dann war er mitunter mürrisch und mit ihr unzufrieden gewesen, und in seiner Hilfslosigkeit konnte er sich für ihre Ungeduld nicht anders rächen, als indem er nach jedem Aergern entfernten Verwandten oder wohlthätigen Stiftungen stattliche Legate aussetzte. Die Summe war gewaltig angewachsen, und hier in dem versiegelten Schreiben wurde sie ihr entzogen.

Leontine hatte die Urkunde noch in der Sterbenacht, während sie auf ihren Wunsch mit dem Toten allein blieb, an sich gebracht. Jetzt wollte sie diesen stummen Dieb ihres Vermögens vernichten. Das verstand sich von selbst.

In einem brennenden Feuer, und es am Licht zu verbrennen, wäre unvorsichtig gewesen. Bah, der Sturm und Regen draußen mußte ihr behilflich sein. Sie riß den Umschlag auseinander und begann sofort den großen, engbeschriebenen Bogen in kleine Papierschnitzel zu zerpfücken, die sie durch das geöffnete Fenster einzeln dem wirbelnden Winde preisgab. Sie wollte die Bestimmungen des Toten nicht einmal lesen. Wozu auch? Am Ende hätte sie noch Neue empfinden können, und das fiel ihr gar nicht ein.

Das Vernichtungswerk dauerte ihr zu lange. Seit einer Viertelstunde gab sie dem Winde Papierschnitzel zu spielen, und

noch war das Kodizill nicht zur Hälfte vernichtet. Görten denn die Legate immer noch nicht auf? Unwillkürlich warf sie einen Blick auf die nächste Pforte, und ihre vollen weichen Wangen wurden um einen Schatten blässer. Da stand mit Piterjens zitternder Hand geschrieben:

„Dem armen Musikanten Gruber, dem ersten Gatten meiner Frau Leontine, vermache ich eine lebenslängliche Rente von zweitausend Mark. Seinem Knaben, wenn derselbe noch lebt —“

Leontine schauerte zusammen und hatte Lust, das Fenster zu schließen. Wie aus einer Versenkung stieg die Vergangenheit vor ihr auf. Wie eine kahle Wirtstafel hatte sie ihren Mann und ihr Kind verlassen, um als reiche Frau Piterjens in einem glänzenden Hause zu leben. Und das Abenteuer war nicht ohne Unglücksfälle abgelaufen. Sie hatte einen Geliebten gehabt, und der verbrachte jetzt sein Leben dort hinter der grauen Häusermasse in der Heilanstalt auf dem Schöneberger Hügel. Ihren ersten Mann hatte ein stilles, reines Wesen geliebt; das hatte sich im ersten Entsetzen den Tod gegeben, als die Schreckgestalt Leontinens ihr zum erstenmal in vollem Tageslichte begegnete. Und nun war auch Piterjens tot, und er war der Vater des stillen, reinen Wesens. Drüben, nur durch den öden Hof von ihr getrennt lag die Stube, aus der man den Sarg der Tochter getragen hatte — wenn die Blätter fielen, wurden es drei Jahre — aus derselben Stube hatte man heute den Sarg des Vaters langsam hinausgebracht. Damals war nur Leontine thänenlos geblieben, heute hatte niemand geweint.

So boshaft also konnte Piterjens sein, daß er sie zwang, ihrem verlassenen Gatten eine Rente auszuzahlen. Und ihrem Kinde? Sie zögerte ein Weilschen; dann legte sie das Blatt zweimal, viermal, achtmal übereinander und mit einem scharfen Miß, löste sie acht kleine Papierfetzen los, die der Wind im Nu über die hohe Linde hinwegführte. Und ruhig fuhr sie in dem Werke fort und atmete erst auf, als der letzte Rest des Blattes wie ein verlorener Schmetterling im Hofe umherwirbelte und endlich müde in einer Wasserlache unterging.

Nun lehnte sie sich in ihren Stuhl zurück und baute wieder einmal in Gedanken an der Zukunft ihres Lebens. Sie schloß die Augen und lächelte wie in glücklichen Träumen. Noch niemals hatte sie sich so frei und reich und schön gefühlt wie heute, noch niemals so die Herrin ihres kommenden Schicksals.

Der Regen hatte längst aufgehört, die Abendsonne glüherte rötlich in den fallenden Tropfen der Lindenblätter und Leontine saß noch immer einsam in ihrem Lehnsstuhl, während ihre Vorstellungen von Sieg zu Sieg flogen und vor ihrer Schönheit und ihrem Reichtum die Flügelthüren aller Lustschlösser aufsprangen. Vor ihr und vor ihm, dem Jüngling, den sie endlich gefunden hatte und der durch sie, für sie einerlei, der mit ihr hohen Zielen zustreben durfte, den sie im Parlament aufregende Reden halten hörte, während sie beneidet auf der Tribüne saß, der mit ihr in einen Ministerpalast einzog und den es freute, wenn Berlin sich vor der schönen Frau Ministerin neigte, oder der als berühmter Komponist in allen Residenzen Europas wie ein König gefeiert wurde.

Leontine blätterte unter den Karten und Briefen, die angekommen waren. In Gedanken ordnete sie die Leute. Mit diesen wollte sie sofort brechen, mit andern langsam den Verkehr aufgeben. Die Gesellschaft des Kommerzienrats Piterjens sollte nicht auch die ihre bleiben. Sie wollte höher hinauf.

Und den Vorzug unter den neuen, vornehmen Freunden sollten diejenigen erhalten, welche ihn, den Jüngling, fördern konnten.

Auch Graf Trienitz hatte seine Karte geschickt. Leontine wußte, daß der kranke Graf auf jeden eifersüchtig war, der seine Blanderstunde in ihrem Boudoir auch nur um die Stelle eines Stuhles störte. Aber er sollte dennoch gezwungen werden, ihr und ihrem Erwählten zu dienen.

Leontine bedauerte nur, daß ihr Spiel mit diesen Menschen nicht sofort beginnen konnte. Und doch —

Ihr Mädchen schlich so leise herein, wie es sich für ein Trauerhaus schickte.

Herr Verleger Mettmann sei da und frage nach dem Befinden der gnädigen Frau.

Leontinens Augen leuchteten auf. Der Besuch schmeichelte ihrem Aberglauben; jedenfalls war er ein gutes Vorzeichen für ihre Träumereien.

„Sagen Sie Herrn Mettmann, ich sei gefast. Er solle doch so freundlich sein, bald wieder vorzusprechen. — Nein, führen Sie ihn ins Balkonzimmer, ich will ihn empfangen.“

Langsam ordnete Leontine vor dem Spiegel ihren Traueranzug. Sie setzte ein einfaches schwarzes Häubchen auf und legte ein schwarzes Kaschmirtuch um ihre Schultern; dann noch etwas Puder auf ihre Wangen. An der Thür kehrte sie um und nahm mit verächtlichem Naselzucken ein Taschentuch, das sie rasch zerknitterte, in die Hand. So schritt sie gemessen mit gesenktem Kopfe bis in den reichen hellen Raum, wo der alte Mettmann sie stehend erwartete.

„Meine arme Freundin,“ rief er und faßte ihre beiden Hände, „wir haben alle Ihre Haltung am Grabe bewundert. Ich habe gar nicht zu glauben gewagt, daß Sie mich empfangen werden.“

„Man muß versuchen, die schwersten Stunden so schnell wie möglich durchzumachen,“ sagte sie feierlich.

Mettmann nickte beistimmend.

Sie fuhr fort:

„Meinem guten Mann war die Erlösung von seinen langjährigen Qualen wohl zu gönnen.“

Sie hob die Hand mit dem Taschentuch ein wenig nach den Augen, ließ sie aber auf halbem Wege wieder sinken.

„Sein Tod zwingt mich, ganz gegen meine Neigung, mich um allerlei geschäftliche Dinge zu kümmern. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mich mit Ihrer männlichen Erfahrung unterstützen wollten. Eine allein-stehende Witwe —“ Wieder zuckte die Hand mit dem Taschentuch. (Fortsetzung folgt.)

Jüdische Kolonien in Palästina.

Der „Kölnischen Zeitung“ wird geschrieben:

Als Ende der siebziger Jahre die Verfolgung der Juden in Russland einen immer größeren Umfang annahm, wurden zahllose Israeliten zur Auswanderung aus Russland getrieben. Die Mehrzahl wandte sich nach Amerika, nur ein kleinerer Teil siedelte sich in Palästina an, und ihnen schloß sich eine Anzahl Juden, die aus gleichen Gründen aus Rumänien auswanderten, an. Die ersten Jahre ihres Aufenthalts in Palästina waren keine glücklichen. Sie wehrten sich zwar tapfer auf ihren von den einheimischen Bauern verlassenen und von ihnen käuflich erworbenen Besitzungen zu Mulebbes und Nehudieh bei Jassa und zu Samarin und Jamine in Galiläa gegen die Angriffe der einheimischen Bauern und Beduinen; aber sie verstanden nichts vom Ackerbau; ihr Betriebskapital reichte nicht aus, und die russisch-jüdischen Studenten, die sie anfänglich aus Begeisterung für die Sache begleiteten und bei ihnen Tagelöhnerdienste verrichteten, erlarketen bald in ihrem Eifer und wurden schließlich 1884 selbständig in Chadra in der Schefla zur Gründung einer Weinbau-Kolonie angesiedelt. Angesichts der wachsenden Notlage brachten zunächst einige reiche Glaubensgenossen ihnen beträchtliche Geldopfer, bis dann schließlich Baron Edmund v. Rothschild in Paris Interesse an dem Kolonisationswerke gewann und dafür große Geldbeträge zur Verfügung stellte. Man spricht davon, daß er im Laufe der letzten etwa 17 Jahre nach und nach eine Summe von zwischen 35—45 Millionen Franken für dieses Werk flüssig gemacht hat. Aber trotz der Anwesenheit dieser großen Summen kann noch heute nicht gesagt werden, daß die unterstügten jüdischen Kolonien auf eigenen Füßen stehen; vielmehr ist die Mehrzahl von ihnen noch heute in hohem Grade zurückbedürftig. Die beste Kolonie ist wohl die 1882 gegründete Mischon le Zion, die sich durch einen guten Weinbau hervorhebt. Die Kolonie, welche etwa 520 Seelen zählt, verfügt über sehr schöne Bäume (Verwaltungsgebäude, Schule, Synagoge) und ausgedehnte Kellereien; die dort gekelterten Weine genießen unter den strenggläubigen Juden und den Zionisten besonderen Zuspruch. Ein großer Teil der Weine geht von Mischon le Zion zunächst nach einem in Hamburg errichteten Transit-Keller, in dessen kühlerer Temperatur sich die Qualität des Weins wesentlich verbessern soll. Im vorigen Jahre sollen aus der Kolonie 22 000 Hektoliter Wein ausgeführt worden sein. Für den Verkauf des Weins haben sich besondere Gesellschaften gebildet. Andre jüdische Kolonien in der Nähe von Jassa sind Betach Titwah (Mulebbes) mit 776 Seelen, und Masleret Watja mit 150 Seelen, das alte Etron der Philister. In der letzteren Kolonie mußte der anfänglich befriedigende Ackerbau eingekränkt werden, als die Kolonisten sich mit Rücksicht auf das siebente Ruhejahr weigerten, die Felder zu bestellen, obwohl hervorragende Rabbime ihnen die Erlaubnis gewährten. Dafür wurden um so mehr Baumpflanzungen und Orange-Gärten, sowie in Mulebbes zur Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse weitläufige Eucalyptus-Anlagen gemacht. Die Kolonie Sargon-Salob bei Tannha mit 1080 Seelen hatte zunächst guten Erfolg mit Weinbau, verfügte auch über große Kellereien; aber neuerdings hat die Rebplaus die französischen Reben zerstört, und jetzt müssen amerikanische Reben neu angepflanzt werden. Die Kolonie Noich Pinah bei Safed in Galiläa mit 315 Seelen hat sich vorzugsweise auf Maulbeer-pflanzungen mit Seidenzucht und auf Rosinenbereitung (aus

Malagatrauben) geworfen, während die benachbarte Kolonie Jessoob Hamasah mit 128 Einwohnern vorwiegend Minneukulturen (besonders Geranium) und eine Fabrik von Parfümerie-Essenzen betreibt. Schließlich sei noch die an der Nordgrenze Palästinas, eine Stunde von Jefeida, 1898 errichtete Kolonie Metallah mit 302 Seelen erwähnt, in der es bisher gelungen ist, guten Tabak zu ziehen. Bei andern ungefähr gleichzeitig von Rothschild erworbenen Dörfern (Dolan und Vesima) hat die türkische Regierung die Ansiedlung jüdischer Kolonisten noch nicht gestattet. Die erworbenen Besitzungen sind daher christlichen an einheimische Väter verpachtet.

Unabhängig von diesen Kolonien haben sich andere Kolonien entwickelt, welche von der Gesellschaft der Freunde Zions (Choveve Zion) gegründet sind. Sie ist vor noch nicht ganz zwanzig Jahren im Anschluß an die russischen Judenverreibungen errichtet worden, um jüdischen Ackerbau und jüdischen Gewerbesleiß in Palästina zu fördern. Ihr Hauptsiß ist Oessa, und im Jahre 1890 ist es ihr gelungen, die Genehmigung der russischen Behörden für ihre Thätigkeit zu erlangen. Inzwischen haben sich zu demselben Zweck ähnliche Vereinigungen in Deutschland, Oestreich, England und Nordamerika gebildet, die jetzt eine gemeinsame Spitze in einem von Herrn Karcisse geleiteten Centralkomitee in Paris haben. Diese „praktischen Zionisten“ haben aber nichts mit den politischen Zionisten (den Anhängern des Dr. Herzl) zu thun. Zu den von dieser Gesellschaft gegründeten jüdischen Kolonien zählen Chadra, unweit Eron, mit 190 Seelen und starkem Weinbau, und Kasinisch bei Askaton mit 118 Seelen und trefflich entwickeltem Feldbau (Getreide und Sesam), sowie kleinere Kolonien zu Etra, Machmain, Bueh, Jehuda und Mojah, welche letztere Kolonie von dem Verein zur Unterstützung jüdischer Ackerbauer in Palästina und Syrien zu Asfu einen Jahreszuschuß erhält. Schließlich seien noch diejenigen Kolonien erwähnt, die von besonderen Genossenschaften in Bulgarien und in Warschau gegründet sind, oder von der Jewish Colonisation Association in London erhebliche Zuschüsse erhalten. Dazu gehören Artus in Judäa (58 Seelen), Nachoboth bei Eron (283 Seelen), Nadi Hanin (117 Seelen), Mishmar Hajarden am Jordan (72 Seelen), Sedjara, erst 1899 gegründet, um tüchtige jüdische Tagelöhner der andern Kolonien und Jüglinge der jüdischen Ackerbauerschule in Jassa dort anzusiedeln, endlich Chebeira bei Casarea (300 Seelen) eine Kolonie, die über ausgezeichneten Boden verfügt, da sie aber an ausgebehnte Sümpfe anstößt, ein sehr schlechtes Klima anweist, so daß zahlreiche Todesfälle an perniciösem und Schwarzwasser-Fieber eingetreten sind. Einer dieser Sümpfe ist inzwischen mit 250 000 Eulaptyus-Bäumen bepflanzt, ein anderer auf Kosten Rothschilds entwässert worden. Seit 1898 sind für die überlebenden Kolonisten in gesunder Gegend am Meeresstrande neue Häuser errichtet worden; doch ist nicht anzunehmen, daß der an sich so fruchtbare Boden auf die Dauer ohne Lebensgefahr der Ackerbauer wird bestellt werden können. Die genannte Jewish Colonisation Association ist im Jahre 1891 mit einem Aktienkapital von 2 Millionen Pfd. Sterl. vom Baron Hirsch errichtet worden. Nur die Hälfte des Kapitals darf in Land festgelegt werden. Hirsch hat bis zu seinem Tode (20. April 1896) der Entwicklung dieser Gesellschaft ganz besondere Sorgfalt zugewendet; aber er hat jüdische Kolonien nur in Argentinien, in den Vereinigten Staaten und in Kanada errichtet, während er jede Gründung und Unterstützung jüdischer Kolonien in der Türkei oder in Cypern entschieden ablehnte. Jetzt sind die Aktien zu einem Drittel Eigentum der jüdischen Gemeinde und der Anglo-Jewish Association in London, zu einem Drittel der jüdischen Gemeinde und der Alliance Israélite Universelle in Paris, und zu einem Drittel der jüdischen Fortschritts-Gemeinden in Berlin, Frankfurt a. M. und Brüssel. Der Vorstand hat seinen Sitz in Paris und besteht zur Zeit aus den Herren Karcisse Leven, dem Groß-Rabbiner Jadoe Kohn, G. Kohn und S. Kleinach in Paris, Claude Montefiore, Afr. L. Cohn und G. Lonsjaba in London, General-Konul Philippson in Brüssel, Dr. Edmund Lachmann in Berlin und Julius Blette in Frankfurt a. M. Das Gesamtkapital soll inzwischen durch weitere Zuwendungen auf 270 Millionen Franken gestiegen sein, und nunmehr ist die Thätigkeit der Gesellschaft, wie schon oben angeführt, auch auf Palästina ausgedehnt worden. Auch die Rothschild'schen Kolonien sind inzwischen in eine Allienngesellschaft mit einem Kapital von 30 Millionen Franken umgewandelt worden, deren Hälfte die Jewish Colonisation Association übernommen hat, während die andre Hälfte im Besitze des Barons Edm. v. Rothschild verblieben ist, der auch die Verpflichtung übernommen hat, die Kosten zur Unterhaltung der Kolonien für die Dauer von zehn Jahren weiterzutragen. Der Zuschuß für diese Kolonien soll augenblicklich sich auf drei Millionen Franken jährlich belaufen, doch wird gehofft, daß er sich auf mindestens 1 800 000 Franken ermäßigen lassen wird. Das Ziel soll darauf gerichtet werden, daß in etwa zehn Jahren die Kolonien sich selbständig erhalten sollen, ein Ziel, dessen schließliche Erreichung immerhin recht ungewiß ist.

Kleines Heuilleton.

— Ueber die Gewässer des Berliner Tiergartens machte Dr. Marsson in der letzten Sitzung des Fischereivereins interessante Mitteilungen. Er hat nicht weniger als 213 Arten von Organismen in den Gewässern gefunden. Bis 1873 war in den Gewässern von

Fischzucht kaum die Rede; jetzt sind sie verpachtet und die Pächter haben die Verpflichtung, die Fischzucht darin zu pflegen, was auch mit wachsendem Erfolge geschieht. Da die Gewässer keinen beständigen Zufluß von dem Landwehrkanal aus erhalten, ist es selbstverständlich, daß die in ihnen vorkommenden Organismen Spross-Organismen sind, besonders, was die Diatomaceen anlangt. Sie bilden für niedere Algen, besonders für die Wasserblüte, geradezu Nisten. Das Plankton ist in ihnen sehr stark entwickelt, weil einerseits durch die vielen Wasservögel (wilde Enten und Schwäne) und die Fische viel Dunqstoffe zugeführt werden, andererseits ganz systematisch alle höheren Wasserpflanzen daraus entfernt werden, so daß nun alle Dunqstoffe den niederen Pflanzen (blaue, blaugrüne Algen, Kieselalgen) zu gute kommen. Dies giebt einer reichen Mikrofauna die Entstehung, und so kommt es, daß die Tiergartengewässer besonders reich an Fischnahrung sind. Außer den süßlichen Wärmern, Insektenlarven und hinfällenden Insekten ist der Bachstohkrebz zu erwähnen, der sich zwischen dem beständig hinfällenden Laub in großen Mengen aufhält, und dessen Vorkommen für reines, sauerstoffreiches Wasser spricht. In solcher Art rein gehaltenen Seen ergab der Fang reichlich Karpfen von $\frac{3}{4}$ —4 Kilogramm schwere, Plögen bis $\frac{1}{2}$ Kilogramm, wenig Hechte bis $1\frac{1}{4}$ Kilogramm, Aelc, Schleie, Quappen und Stöcklinge. Karpfenbrut war nicht angekommen. In dem sogenannten Loch, wo höhere Wasserpflanzen gebuldet werden, wurden hauptsächlich Schleie gefangen, die sich hier augenscheinlich gut vermehren, daneben Karaschen, kleine Hechte und Barsche. Außer diesen Fischen kommen noch verschiedene Weißfische vor, die hier laichen. Von den ausgefetzten Higois und Regenbogenforellen wurde nichts bemerkt. In den Gräben finden sich wegen des Mangels an Licht und Sonnenschein weniger Fische. Die ausgefetzten Aale waren wohl alle ausgewandert. Besonders ertragreich war der Neue See; hier wurden an einer Stelle auf einen Zug 65 Karpfen, an einer andern Stelle 50 Kilogramm Plögen gefangen.

Der Tabaksbau in Rußland. Die „Chemikerzeitung“ berichtet nach der Landwirtschaftlichen Zeilage der „St. Petersburger Zeitung“: Angebaut werden in Rußland zwei Arten Tabak: Nicotiana Tabacum und Nicotiana rustica, welche aber wieder in verschiedenen Abarten auftreten. Erstere Sorte giebt die feineren Tabaksorten, welche hauptsächlich zu Cigarettentabak verarbeitet werden. Brauchbaren Cigarettabak giebt es in Rußland überhaupt wenig, obgleich es nicht ausgeschlossen erscheint, ihn erzielen zu können. Angebaut wird die Nicotiana Tabacum in Bessarabien, Cherson und im Kaukasus, aber auch ausnahmsweise im Gouvernement Tschernigow und Sjamara am Lauf der Wolga. Die besten Sorten „Trapezunt, American“ etc. stammen aus dem südöstlichen Teil der Krim. Auch der „Djebel“ und andre feine und wohlriechende Sorten werden gewonnen, erreichen aber an Qualität die kleinasiatischen und macedonischen Fabrikate gleichen Namens nicht. Die gemeine Nicotiana rustica wird in Tschernigow, Poltawa und von den deutschen Kolonisten Südrußlands angebaut. Sie giebt fast nur niedere Sorten (Pfeifentabak). Besonders verbreitet ist die „Muschorta“, von der es auch recht gute Sorten giebt. — Der Tabaksanbau ist je nach der Sorte und den klimatischen Verhältnissen verschieden. Meist wird dazu der beste Boden ausgewählt und die Kultur einige Jahre ohne Unterbrechung betrieben; entweder wird der Tabak gefät, oder es werden Seylinge, die bereits 3—4 Blätter haben, gepflanzt. Diese werden gewöhnlich in Treibbeet ausgezogen. Die Pflanzen feinerer Sorten läßt man so lange wachsen, bis 12—16 Stummblätter erreicht sind. Die Blüten werden vor der Reife der Blätter gepflückt. Der „Muschorta“ werden nur 4—7 Blätter gelassen und die Spigen und die Blütenknospen nach vollster Entwicklung der Blätter abgerissen. Die Stärke der Tabaksgattung hängt von der Zahl der zurückgelassenen Blätter ab. Bei anderen Sorten werden meist alle Blätter auf einmal geerntet. Eine allgemeine Art der Verarbeitung feiner gelber Tabaksorten giebt es kaum, sie hängt mehr von den äußeren Umständen ab, doch läßt sich sagen, daß gewöhnlich die gesammelten Blätter in einem verdeckten Raum aufgestapelt werden, bis sie weck geworden sind; dann werden sie, auf Schnüren gereiht, draußen getrocknet und im Herbst wieder in eine gedeckte Scheune zurückgebracht; sie haben alsdann eine gewisse Feuchtigkeit und werden in Paßs zu 8 bis 30 Blätter zusammen gebunden. Je einfacher die Sorte, um so mehr Blätter kommen auf einen Paß. Die feinsten Sorten werden in kleinen Päckchen in Leinwandbezug aufbewahrt. Große Paßs, bis zu $\frac{3}{4}$ Meter Höhe, werden alsdann zwei Wochen lang oder sogar den ganzen Winter hindurch gepreßt. Im März oder April wird der Tabak einem Gährungsprozeß unterworfen und geht dann wieder ungepackt in die Fabriken. Die Bereitung des schwarzen Cigarettabaks unterscheidet sich dadurch, daß er nicht dem Sonnenlichte ausgefetzt wird, sondern in geschlossenem Raume haufenweise zu 100 bis 300 Paß einem Gährungsprozeß unterworfen wird.

Erziehung und Unterricht.

— In der Frage, wie wir zweistellige Zahlen aussprechen sollen, äußert sich der Direktor der Berliner Sternwarte Prof. Dr. Förster in der „Zeitschr. f. math. u. naturwiss. Unterricht“. Beim Schreiben jehen wir füngemäß die Zehner vor die Einer, beim Sprechen dagegen stellen wir die Einer voran und lassen die Zehner folgen. Wir schreiben z. B. 46, aber wir lesen nicht „vierzig sechs“, sondern „sechs und vierzig“. Förster bezeichnet das

als einen groben Mangel. Es sei zweifellos, daß gerade bei schnell rechnenden Personen durch diesen Wiederdruck zwischen Schreiben und Sprechen viele Rechenfehler verursacht werden. Erfahrungen und Nachweisungen seien dafür in Fülle vorhanden. Man könne geradezu behaupten, daß Deutschland bei seiner wissenschaftlichen und technischen Rechenarbeit in dem Wettbewerb mit andern Völkern, deren Sprachen diesen Mangel nicht haben, im Nachteil sei. Förster hält es für wünschenswert, daß man in der Schule endlich anfangs, zweckmäßiges und sinngemäßes Zählen zu lehren. Er schlägt vor, vom Jahre 1901 ab die Abzählungen statt „sechs und vierzig“ sagen zu lassen „vierzig sechs“, wie wir ja auch sagen „hundert zwei“ oder „hundert und drei“. Folgerichtigerweise soll dann auch statt „drei-zehn“, „vierzehn“ usw. gesagt werden „zehn drei“, „zehn vier“ usw. Nur „elf“ und „zwölf“ will Förster beibehalten wissen. —

Aus der Vorzeit.

k. Ueber eine wichtige Entdeckung berichtet D. Niesch in dem soeben erschienenen „Anzeiger für schweizerische Altertumskunde“. Vor einigen Jahren wurde bei den Ausgrabungen der prähistorischen Niederlassung am Schweizerbild ein Begräbnisplatz mit vielen Gräbern aus der neolithischen Zeit entdeckt. Es befanden sich darin Skelettreste von 27 Menschen der neolithischen Steinzeit, die zu einer älteren Rasse, als die bisher bekannten Pfahlbauern gehörten. Die Skelettreste gehörten 14 erwachsenen Menschen und 13 Kindern unter 10 Jahren an. Unter den Erwachsenen waren 5 Skelette von ungewöhnlicher Kleinheit. Der Anthropologe Professor Dr. Kollmann in Basel stellte nun fest, daß diese kleinen Skelettreste nicht von Kindern, wie man ursprünglich annahm, herrühren konnten, sondern von erwachsenen, vollständig ausgebildeten, kleinen Menschen, von Pygmäen. Zum erstenmal waren hier also Pygmäen aus der neolithischen Epoche der Steinzeit aufgefunden worden. Der Fund erregte Aufsehen, aber, da er vereinzelt da stand, konnten immer noch Zweifel an der Existenz einer besonderen kleinen Rasse in dieser grauen Vorzeit aufkommen. Dr. Niesch hat nun neuerdings eine Entdeckung gemacht, die diese Annahme bestätigt. Er fand im Museum von Schaffhausen in einer Schuttlade Skelettreste, die vor 28 Jahren von Dr. v. Mandach in der Grabhöhle zum Dachfenbühl, die sich zwischen den beiden prähistorischen Stationen der Schweiz, dem Kehlerloch bei Thuningen und dem Schweizerbild befindet, ausgegraben worden, aber bisher unbeachtet geblieben waren. Die beiden menschlichen Skelette wurden in beinahe völlig ausgestreckter Lage in einer gemauerten Steinkiste gefunden, deren inneres Maß 1,5 Meter Länge auf 0,4 Meter Breite betrug. Die vorhandenen Knochen, besonders die Hüftknochen sind ziemlich gut erhalten und zeigten nach der Untersuchung des Dr. Niesch auffallende Uebereinstimmung im Bau und in der Länge mit denen des Schweizerbildes. Eins der Pygmäenskelette vom Schweizerbild gehörte einem Menschen von 1500 Millimeter Höhe an, der Oberschenkelknochen hat eine Länge von 393 Millimeter. Ihm entspricht das eine Skelett der Steinkiste vom Dachfenbühl, dessen Oberschenkelknochen eine Länge von 385 Millimeter hat, was auch auf eine geringe Körperhöhe hinweist. Auch hier handelte es sich nicht um verkümmerte Individuen der großen Menschenrasse, sondern um ausgewachsene Menschen einer kleinen Rasse. Aus diesen Funden erhält die Entwicklungsgeschichte der Menschheit einen neuen Hintergrund. Die fast in allen Ländern verbreitete Sage, daß in frühen Zeiten ganz kleine Menschen, Zwerge, Bergmännchen in den Höhlen und im Berginneren hausten, scheint dadurch zur historischen Thatsache zu werden, und die Pygmäen der neolithischen Zeit scheinen eine der Erstlingsformen des Menschentypus darzustellen. —

Aus dem Tierleben.

— Der Gartenlaubvogel, auch Bastard-Nachtigall, Hagdab, Spötterling, großer Spötterling, gelber Spötterling genannt, gehört, wie fast alle unsre kleineren Sänger, zu der Ordnung der Sperlingsvögel und zu der speciellen Familie der Sänger oder Laubfänger. Er wird ungefähr 14 Centimeter groß, die Flügelbreite beträgt fast das Doppelte, die Schwanzlänge etwa 5 Centimeter. Die Oberseite des Gefieders ist grünlichgrau von der Stirne an über Scheitel, Genick und Nacken bis zum Rücken, die Unterseite ist bläulichgelb, ins schmutzig Weiße übergehend, die Flügel sind dunkelbraun. In Mitteleuropa fühlt er sich am wohlsten; er fehlt aber ebenso wenig in Schweden wie in Italien. Der Wald ist nicht sein eigentliches Revier, wenigstens nicht der ausgedehnte Hochwald; am häufigsten im Wald ist er im niedrigen Gemisch von Laub- und Nadelholz anzutreffen. Sonst liebt er die Nähe der Menschen und ihrer Anpflanzungen, besonders die Gärten, Alleen, Anlagen und Obstpflanzungen. Sieht man aus der Ferne ein Dorf oder Städtchen inmitten ragender Bäume und versteckt im Grün von Busch und Obstbäumen daliegen, so darf man ziemlich sicher sein, daß sich ein oder mehrere Pärchen von Gartenlaubvögeln dort eingemiselt haben. Er liebt die schwindelnde, schwache Höhe der Baumkronen und wenn er hoch auf dem Zweiglein sitzt und zu singen beginnt, wirft er sich in die Brust und hebt sein Köpfchen. Auch im Stranckwerk und Busch bestreicht er die oberen Teile. Wenn man in der Frühe am Uferstamm von Erlen und Pappeln herab unermüdetlich in wechselnden Tönen ansetzt, wenn man durch die Alleen während von einem vorjüngenden Zweiglein der Baumkrone mit Trillern und unerschöpflicher Musik begrüßt

wird, so kann man meist ganz bestimmt sagen: das ist der Spötterling, welcher so prächtig schmettert, das kleine Vöglein mit dem großen Viederreichtum. Der Spötterling ahmt die Strophen der meisten ihm benachbarten Vögel nach und verflücht sie kunstvoll in seine eignen Weisen. Und die sind so schön, daß er unbedingt als einer unsrer allerbesten Sänger zu bezeichnen ist. Von der Morgen-dämmerung an singt er bis in den hellen Mittag hinein, je nach Stimmung, in einem fort. Sein Lied ist, wie es ein Fachmann schildert, ein schnell vorgetragenes Allegro, worin die lieblichsten Strophen mehrmals wiederholt werden, ehe es fortgeführt wird, und voll von den angenehmsten Abwechslungen. Der Schlag wird ohne Pausen zwischen den Strophen schnell hergeleiert und die an sich schon melodienreiche Musik häufig mit fremden Tönen ausgeschmückt. Wenn er jedoch andre Vögel, zum Beispiel Staare, Rauchschwalben, Wasser- und Sumpfvögel nachahmt, so merkt man stets dabei die ihm eigentümliche Modulation und Tonbeschaffenheit. Was seine sonstigen Lebensgewohnheiten anbelangt, so pflegt er sein wichtigstes Geschäft, das Wäiten, bis ziemlich spät in den Frühling hinein aufzuschieben und dann auch nur einmal jährlich vorzunehmen. Sein Nest gehört zu den kunstvollsten unter allen Vogelarten, steht gewöhnlich 6—12 Fuß vom Erdboden entfernt, niemals in Dornbüschen und stacheligen Stranckwerk, sondern auf dichten Bäumen, auf Hollunder, Hartriegel und sonstigen Heden mit glatter Rinde. Das Nestwerk ist kunstvoll verschlungen und meisterhaft ineinander gefügt. Die vier bis sechs Eier schimmern schwach in Rosa und haben schärfer und dunkler gefärbte Tupfen. Der Spötterling gehört zu den Fleischfressern, ist jedoch zugleich auch, wie die meisten unsrer fleischfressenden Sänger, ziemlich eifriger Vegetarianer. Demgemäß frist er Käfer, Spinnen, Fliegen, kleine Maulpen in beschränkter Zahl, und dazu auch Kirschchen, Hollunder- und Johannisbeeren. Sein Nutzen springt aus diesem seinem Nützlichkeit in die Augen. Schade, daß der erprobte Sänger als Käfigvogel sehr weich und besonders zur Winterrzeit empfindlich ist. Zur allgemeineren Stubenzucht erweist er sich also als nicht geeignet. — („Köln. Volksztg.“)

Humoristisches.

— Die neue Würde. A.: „Habe Sie lange nicht gesehen, lieber Freund, wie geht es Ihnen?“
 B.: „Danke, gut. Sie wissen doch, daß ich jetzt zu den Vätern dieser Stadt gehöre?“
 A.: „Sind Sie in den Magistrat gewählt worden?“
 B.: „Das nicht, aber meine Frau hat mir ein Kind geschenkt.“ —
 — Das Erkennungswort. (Intermezzo von der Pariser Weltanschauung.) In einem der kleinen Tische in einem Bouillon Dubal sitzen sich zwei Ausstellungsbesucher gegenüber.
 A.: (hat sich einen Syphon bestellt und drückt beim Einschenken so ungeschickt auf den Hebel, daß das Wasser in breitem Strahl über den Tisch faust und B. über und über naß spritzt.)
 B.: (ein Berliner, wirft sich ärgerlich ab und erwartet von seinem Gegenüber eine Entschuldigung. Es erfolgt aber nichts, und da er in der Besprechung einen absichtlichen Nachschuß eines französischen Chauvinisten erblickt, macht er seinen Unmut in dem halblaut hervor-gebrachten Schmeichelwort „Stiefel!“ Luft.)
 A.: (freudig aufspringend) „Stiefel? Gott sei Dank, ich kann nämlich nicht französisch. Aber die Sprache verstehe ich, und nun darf ich mir wohl erlauben, Sie um Entschuldigung zu bitten!“ — („Lust. Bl.“)

Notizen.

— Vom 1. Okt. 1900 an erscheint in Hamburg unter dem Titel „Der Lottse“ eine Zeitschrift, die von Karl Wünderberg (Kunst und Wissenschaft) und Dr. S. Hecker (Volkswirtschaft und Politik) herausgegeben wird. In dieser Zeitschrift „soll zum erstenmal von Hamburg aus die Entwicklung des gesamten deutschen Lebens verfolgt . . . werden“. Die Hamburger „Freie Volksbühne“ hat früher einmal ein Drama von Wünderberg aufgeführt. —
 — Behufs Einführung einer einheitlichen amtlichen Orthographie hat im preussischen Kultusministerium eine Konferenz stattgefunden, an der u. a. Dr. Wilmanns (der Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins), Oberbaurat Sarrazin und Dr. Duben teilnahmen. —
 — Einen neuen Baryton großen Stils will man bei der Verteilung der Preise im Pariser Konservatorium entdeckt haben. —
 — Die Wiederherstellung des verstümmelten Reiter Denkmals soll, wie der dortige Stadtrat beschlossen hat, nicht dem besten Künstler übertragen werden, sondern dem billigsten. —
 — In dem Großherzogtum Hessen sollen jetzt auch von Staats wegen meteorologische Beobachtungen eingerichtet und unterhalten werden. Das vollständig neu einzurichtende Netz wird aus drei Stationen zweiter Ordnung, drei dritter Ordnung und 27 Regenstationen bestehen, wozu noch eine Anzahl sogenannter freiwilliger Anschlußstationen treten werden. Der Anfang der Beobachtungen ist auf den Beginn des neuen meteorologischen Jahrzehnts, den 1. Januar 1901, festgesetzt worden. —
 c. Ueber große Diamantenfunde im Massaruni-Distrikt in Britisch-Guiana berichten englische Zeitungen. —